

Mehrerauer Grüße



Neue Folge / Heft 8
Januar 1958

Erlebnisse im brasilianischen Urwald

Pfarrer Franz Saier

Darf ich mich vorstellen? Ich bin Alt-Mehrerauer; 1896 — 1899 verbrachte ich im Kollegium St. Bernardi. Wenn ich dann auch ferne war, bewahrte ich der guten Mehrenerau doch stets ein dankbares Andenken. Doch von diesen Zeiten will ich nicht erzählen, sondern einiges aus meinem Leben. Da ich nahezu vierzehn Jahre im brasilianischen Urwald zubrachte, fehlt es nicht an Stoff.

Wie ich in den Ruf eines Schlangenzählers kam

Es war im brasilianischen Urwald, wo die menschlichen Siedlungen oft weit auseinander liegen. Während der Schulferien besorgte ich die geistliche Betreuung in einem gut besuchten Badeort; meine Ferien fielen ja gerade mit der Badesaison zusammen. Während der übrigen Zeit des Jahres war kein Geistlicher am Ort.

Die wenig zahlreichen Eingewanderten sind die Caboclos; das sind Nachkommen der ersten eingewanderten Portugiesen und der Indianerinnen, mit denen sie sich ehelich verbunden hatten. Die Caboclos wohnen meist in armseligen Hütten, deren vier Wände vielfach nur einen einzigen Raum oder höchstens zwei umschließen. An Möbeln ist nicht viel da; meist eine Pritsche und vielleicht eine Kiste oder ein Holzkoffer, um die wenigen Kleider und Wäschestücke aufzubewahren. Tisch und Stühle braucht man nicht; man setzt sich auf die Kiste oder einen Holzklotz, oder man kauert einfach auf den Boden und nimmt die verbeulte Konservendose, die als Teller dient, in die Hände.

Die Caboclos sind im allgemeinen anspruchslos, bescheiden und gutmütig, schlecht unterrichtet, meist Analphabeten, dafür aber sehr abergläubisch und allem Geheimnisvollen zugetan.

Eines Tages bat mich eine Cabocla, eine ältere Frau, ich möchte doch in ihr Haus kommen. Ihr Sohn sei leidend und bitte um den Krankensegen. Gerne sagte ich zu und bestimmte die Stunde meines Besuches. Die Frau nickte bescheiden und demütig und ging dankend weg. Erst als sie sich entfernt hatte, fiel mir ein, daß die Leute ja sicher keine Uhr hätten. Aber ich beruhigte mich; die Frau würde sicher daheim warten, und der Sohn mußte auch daheim sein.

Die mir bezeichnete Hütte fand ich sehr leicht. Es war wohl die armseligste menschliche Behausung, die ich je gesehen habe. Die verwetterten Bretter, die die Hauswände bildeten, reichten nicht mehr alle bis zum Boden, da viele schon angefault waren.

Die Frau empfing mich an der Haustüre und bat mich einzutreten. Diese schlichten Leute sind von gewinnender Höflichkeit. Als ich eingetreten war, klatschte sie in die Hände und weckte den eben schlummernden Sohn: „Auf! — Der Padre ist da!“ — Von der Pritsche erhob sich langsam ein junger Mann von etwa 20 Jahren. Sein Gruß war ehrfurchts- und würdevoll zugleich. Während ich die Stola umlegte, wandte sich die Frau an ihren Sohn: „Da stellst du dich her, mit dem Rücken gegen den Padre!“

lin diesem Moment glaubte ich, mich einschalten zu müssen: „Aber warum denn mit dem Rücken gegen mich?“

„Padre“, erklärte sie, „die Krankheit steckt im Rücken meines Sohnes.“

„Es ist doch gleichgültig, wo sie steckt“, gab ich zurück, „die Segnungen der heiligen Kirche erreichen die kranke Stelle, auch wenn der junge Mann mir seine Vorderfront zukehrt.“

„Wirklich?“ zweifelte sie.

„Gewiß“, versicherte ich. „Der Segen der Kirche ist mächtig, so mächtig, daß er sogar in die Ferne wirken kann.“

„Meinetwegen“ — aber vollkommen überzeugt schien sie doch nicht.

Die Segnung konnte also beginnen. Während ich langsam die Gebete sprach, bemerkte ich bei einem verstohlenen Seitenblick, daß die Frau mich entsetzt anstarrte und immer weiter von mir abrückte. Beinahe hätte ich lächeln müssen; irgendein boshaftes Teufelchen flüsterte mir zu: Schau, jetzt hat die gute Frau gar noch Angst vor dem mächtigen Segen der Kirche! — Und etwas in mir antwortete dem Teufelchen: Der Frau mag bange sein, aber die Geister der Hölle fürchten den Segen der Kirche noch viel mehr.

Als ich das segnende Kreuzzeichen nach der Richtung des Kranken gemacht und diesen mit Weihwasser besprengt hatte, näherte sich die Frau wieder, und während ich die Stola zusammenlegte, begann sie: „Padre, ich habe während der Segnung Todesangst ausgestanden.“

„Das habe ich bemerkt“, sagte ich lächelnd.

„Aber Sie haben wohl nicht bemerkt, daß, während Sie aus dem Buche beteten, immer eine kleine, aber sehr giftige Schlange zwischen Ihren Füßen hin und her gekrochen ist. Und Sie waren doch barfuß in den offenen Sandalen. Hätten Sie nur eine Zehe bewegt, würde die Schlange unbedingt zugebissen haben.“

Jetzt waren Angst und Entsetzten ganz auf meiner Seite. Ängstlich streiften meine Blicke über den unebenen Boden hin.

„Sie ist schon wieder unter der Wand ins Freie geschlüpft“, beruhigte mich die Frau. — „Mein Gott, Padre, ich zittere noch am ganzen Leib. Es war nur gut, daß Sie die Füße ruhig gehalten haben.“

Ja, ja, dachte ich, es war gut, daß ich die Schlange nicht sah, sonst hätte ich mir bombensicher ein paar Hochsprünge von wahrhaft olympischen Aufmaßen geleistet; Zeremonien, von denen kein Ritual etwas weiß, obwohl ich mir hätte sagen müssen, daß es mein Tod sein konnte. Aber was tut man nicht im Schrecken und in der Aufregung. Man überlegt nicht, wenn einen so etwas in der Ahnungslosigkeit überfällt. Und barfuß war ich ja auch noch gewesen; denn ich war auf dem Wege zum Mineralbad und hatte es mir schon ein wenig bequem gemacht.

Die gute, einfältige Frau verbreitete die abenteuerliche Krankensegnung in ihrer Weise. Wie alle Caboclos liebte sie es, überall etwas Wundersames zu entdecken. Mein nachträgliches Entsetzen entschwand ihrem Gedächtnis, und sie sah nur mehr den Padre vor sich und die Giftschlange zu seinen Füßen. Und so erzählte sie jedem, der es hören wollte, daß der Padre Francisco Herr und Gebieter über die Schlangen sei und daß auch die giftigsten zwischen seinen Füßen spielten wie junge Kätzchen. Sie habe es selbst gesehen. Jawohl!

Firmung im Urwald

Daß Brasilien eine Riesenausdehnung hat, ist bekannt, und daß die einzelnen Diözesen und Pfarrbezirke oft eine Ausdehnung haben, die uns beinahe unvorstellbar ist, dürfte ebenfalls bekannt sein. Da und dort in den weiten Pfarrbezirken errichten die Siedler Kapellen, die dann regelmäßig einige Mal oder auch öfters im Jahr regelmäßig vom Geistlichen besucht werden. Dabei sind die Verkehrsverhältnisse im Inneren des Landes mehr als mangelhaft. So eine Reise im Urwald kann da manchmal sehr wildromantisch sein.

Eine junge Siedlung im Staate Santa Catarina hatte sich ohne fremde Hilfe eine große „Kapelle“ gebaut, die sich als Filialkirche der etwa 35 km (Luftlinie) entfernten Pfarrkirche wohl sehen lassen konnte. In Anerkennung des Eifers und Opfermutes der Kolonisten hatte der zuständige Bischof versprochen, die Filialkirche selber einzuweihen und dabei das Sakrament der Firmung zu spenden. Als dann der Pfarrer die Fertigstellung des neuen Gotteshauses meldete und den Bischof um sein Kommen für den bestimmten Sonntag bat (die Waldbewohner in weiter Umgebung waren schon auf diesen Tag eingeladen), stellte sich heraus, daß der Bischof für diesen Tag schon eine andere wichtige Amtshandlung vorhatte, die er nicht gut verschieben konnte. Nach kurzer Überlegung entschied S. Excellenz: „Die Einweihung der Filialkirche und die Spendung der Firmung wird der Padre Francisco vom Seminar an meiner Statt übernehmen.“ — In Brasilien haben die Bischöfe die besondere Vollmacht, auch einfache Geistliche unter bestimmten Voraussetzungen zur Spendung der Firmung zu delegieren.

Nun hatte ich also diese Reise zu machen, um das neue Gotteshaus in feierlicher Weise einzusegnen und die Firmung zu spenden. Die erste Etappe der Reise ging flott vonstatten, und zwar mit dem fahrplanmäßigen Bus, so weit dieses Verkehrsmittel zu benützen war. Die restliche Strecke sollte ich, so weit Wege vorhanden waren, mit einem Privatauto machen. Die schlechten Wege, schon mehr abseits von der Verkehrsstraße, machten die Fahrt etwas mühselig; dabei zerbrach sich der Fahrer den Kopf, ob und wie er mit seinem Wagen in die Nähe der Siedlung gelangen könnte. Wir hatten noch einen Fluß zu passieren, über den keine Brücke führte; man mußte an einer seichten Stelle übersetzen. Davon war der Fahrer nicht sehr begeistert.

Indessen war die Nacht hereingebrochen. Eine ganz kurze Dämmerung verbindet in den Tropen den Tag mit der Nacht. Auch im Sommer wird es früh finster. Als wir in die Nähe des Flusses kamen, versperrte uns plötzlich ein loderndes Feuer, das mitten auf dem schmalen Weg seine Flammen in die Dämmerung warf, die Weiterfahrt. — Auch das noch! seufzte ich. Wie sollen wir da vorbeikommen? Aber der Fahrer hatte das Feuer richtig als das gedeutet, was es wirklich war: als Haltesignal.

Während unsere Blicke auf die Helle vor uns gerichtet waren, hörten wir aus dem Dunkel neben uns eine rauhe Männerstimme: „Der Fluß führt Hochwasser, mit dem Wagen können Sie nicht hinüber kommen; nur mit einer Canoa (ausgehöhlter Baumstamm, der als Fahrzeug dient) ist der Fluß passierbar. Die Canoa liegt am Ufer bereit. Für den hochwürdigsten Herrn (die Brasilianer sind sehr freigebig mit Titeln und Superlativen) steht am andern Ufer eine Aranha (leichtes, zweiräderiges Gefährt) bereit.“ — Mein Wagenlenker

war also des gefürchteten Überganges enthoben, und ich hatte ein neues Stück Reiseprogramm vor mir; allerdings wußte ich nicht, welche Überraschungen es noch bringen konnte.

„Na, halt rin in die Patsche und hinunter zum Fluß“, dessen Rauschen mir als Führer diente. Am Ufer stieß ich auf zwei wartende Männer. Ich stieg in den schaukelnden Ozeandampfer, der zwar nicht dampfte, was aber nichts ausmachte, denn es war ja auch kein Ozean da. Der Fährmann stieß ab („Der Schiffer stößt vom Strande“). Da ich, wie die meisten Leute, etwas neugierig bin und gern meine nächste Umgebung gesehen hätte, holte ich aus meiner Reisetasche die elektrische Taschenlampe hervor; aber kaum hatte ich sie angeknipst, stieß der Canoa-Kapitän die sehr energische Bitte hervor: „Excellenz, löschen Sie sofort das Licht aus! So kann ich mich nicht orientieren. Im Finstern finde ich die Richtung besser.“ — Donnerkeil, dachte ich, der Mann ist höflich und saugrob dazu.

Ich blieb also im Finstern sitzen wie eine Katze im Sack, und ich hätte doch so gern die Breite des Flusses mit einem Blick abgemessen. Beim Aufblitzen meiner Taschenlampe hatte ich aber doch festgestellt, daß die Wasser einen sehr trägen Lauf hatten, Das wilde Rauschen mußte also von einem nahen Wasserfall kommen. Angst hatte ich keine. Man kriegt über dem großen Wasser allmählich eine „dicke Haut“, d. h. ein Gutteil Wurstigkeitsgefühl. Ich erinnerte mich bei jener Überfahrt, wie ich schon einmal in einem solchen Einbaum einen reißenden Fluß überquert hatte. Wir mußten damals weit flußaufwärts steuern, denn die reißende Strömung hätte uns sonst viel weiter flußabwärts getrieben, als unser Ziel war. Diese Fahrt hier in dem ruhigen Wasser war ja eine Fahrt wie in einer Gondel in Venedig.

Endlich waren wir am anderen Ufer. Zum Aussteigen konnte ich meine Taschenlampe anknipsen. Das war gut, sonst hätte ich ja nicht gewußt, wo ich den Fuß hinsetzen mußte, ohne ins Wasser oder in den Schlamm zu treten. Etwa zehn Schritte entfernt schimmerte ein schwaches Licht. Dort mußte also die Aranha (eigentlich heißt dieses Wort: Spinne) stehen. Tatsächlich stand auch etwas Dunkles wie eine Riesenspinne da. Ich strebte auf das Licht zu. Es war eine einfache Stall-Laterne, die ein Mann mir entgegenhielt, und unmittelbar daneben stand der Galawagen, d. h. meine Spinne. Der Kutscher saß schon an seinem Platz und winkte mir, mich an seine grüne Seite zu setzen. Also „einsteigen, wer mitfahren will, 's Zügler ist grad 'nausgfahre“, erinnerte ich mich da an einen der vielen Witze, mit denen man unsere liebe schwäbische Eisenbahn selig so gern verherrlichte. Da der Kutscher ein sehr dicker Mann war und ich auch nicht zu den Dünnen gehöre, ging es etwas eng her.

Nun konnte die Fahrt losgehen. Rasch ging es nicht, aber dafür sehr langsam. Der Mann mit der Stalllaterne humpelte im Gänsemarsch voraus, sonst hätten wir auf dem schmalen Weg wohl kaum zwischen den Bäumen hindurchgefunden. So ging es einige Zeit Schritt für Schritt.

Der Kutscher war einer von den Einsilbigen; in der Annahme, daß ich bei dieser Langsamkeit ungeduldig werden könnte, tröstete er mich immer wieder: „Paciencia — Geduld! — Die Leute werden schon warten, bis wir ankommen. Der Empfang findet erst statt, wenn der hochwürdigste Herr ankommt.“ — Daran war nun allerdings nicht zu zweifeln, und ich hatte in Brasilien massenhaft Geduld gelernt.

Endlich winkte uns eine hellerleuchtete Waldlichtung entgegen. Dort loderten mehrere große Feuer, die man zur Ehre des Tages (oder der Nacht) angezündet hatte. Der Kutscher wies mit der Gerte, die ihm als Peitsche diente, auf die lichte Waldstelle und das Menschengewimmel und sagte nichts als „Dort!“ — Dieses eine Wort klang wie ein triumphgeschwellter Jubelruf, als hätte er sagen wollen: „Wir haben es geschafft!“

Ein paar Minuten später hielt die „Spinne“. Der Kutscher drückte mir das Leitseil in die Hand und bat mich, an der Stelle zu bleiben, er würde bald wieder zurück sein. Eilig entfernte er sich.

Das bei einem solchen Empfang übliche Feuerwerk war schon bei unserer Annäherung losgegangen. Unzählige Raketen zerrissen die Stille der Urwaldnacht, stiegen krachend in die Lüfte und streuten Feuerbündel in den Nachthimmel. Das Pferd hielt sich wacker und schien sich aus dem Gekrach und Gelblitz nichts zu machen. Erst als plötzlich ein Mörser alles erzittern machte, erinnerte es sich, daß es auch tanzen konnte. Da ich in bezug auf die verschiedenen alten und neuen Tänze völlig unerfahren bin (ich schäme mich deswegen nicht), kann ich mit dem besten Willen nicht sagen, was es für ein Tanz war; zur Ehre des Tages darf ich wohl annehmen, daß es einer der allermodernsten war; am Ende war es der berühmte Rock'n'Roll. Das Pferd legte sich mit aller Inbrunst ins Zeug. Ich spürte weniger Begeisterung; ich hatte wohl das Leitseil, aber nicht die Kraft in den Händen, dem begeisterten Tanz des Pferdes Einhalt zu tun. Doch gleich sprangen ein paar Männer herzu und retteten die Situation. Ich weiß wirklich nicht, wie sonst der Tanz zu Ende gegangen wäre. Wahrscheinlich hätte ich „das Gesicht verloren“, wie die Ostasiaten sagen, oder ich hätte vielleicht auch noch mehr verloren. Auf jeden Fall sieht man da wieder, wie verwerflich manche Tänze sind. Der Kutscher kam indessen auch wieder angestapft, und so ging die Fahrt weiter bis zur Kirchltüre. Dort empfingen mich der zuständige Pfarrer und viel Volk. Nach der Begrüßung von seiten des Pfarrherrn und dem Handkuß der Anwesenden trat ich in die Kirche. Dort zeigte mir der Pfarrer mit bescheidenem Stolz einen Trupp „Beichtleute“.

Na also! dachte ich ergeben, ich sehe, daß mein Tagewerk noch nicht zu Ende ist, — ich konnte doch den armen Pfarrherrn nicht allein im Beichtstuhl sitzen lassen, zumal nicht einmal ein Beichtstuhl da war. Wir setzten uns also jeder auf einen Stuhl in einer Ecke. So hörten wir die Beichten. Es ging schon gegen 11 Uhr, als wir fertig waren. Der Pfarrer zeigte mir ein schönes, geräumiges Zimmer, das man als Gegenstück zur Sakristei auf der anderen Chorseite der Kirche angegliedert hatte. Das sollte dem Padre zur Wohnung dienen, wenn er die Filialkirche besuchte. Jetzt aber sollte es mir als Schlafzimmer dienen. Nun, es war ja sehr nett, aber ich hatte noch ein anderes Anliegen vor dem Schlafengehen. Ich hörte eine Stimme in mir, nicht sehr geheimnisvoll, aber umso vernehmlicher und heischender, sie kam von meinem leeren Magen. Der Pfarrer schien die Stimme auch gehört zu haben, denn er meinte lächelnd: „Zuerst aber wollen wir uns noch etwas stärken“, und führte mich in eine deutsche Siedlerfamilie, wo man uns mit Ungeduld erwartet hatte. Dort war ich gleich zu Hause. Der Klang der Muttersprache ist in der Fremde viel schöner als in der Heimat.

Es ging dann schon auf Mitternacht, als ich mein Zimmer aufsuchte. Aber es wurde eine kurze Nacht, die mir zur Verfügung stand, denn schon in aller

Frühe kamen Scharen von Leuten „aus dem Wald“; sie wollten beichten. Viele waren die ganze Nacht gewandert, um am „Kirchweihfest“ teilzunehmen und bei dieser Gelegenheit die Sakramente zu empfangen.

Die Benediktion der Filialkirche wurde so feierlich als möglich vorgenommen. Als ich die Menschenmenge sah, fragte ich mich, ob wohl alle diese Leute Platz finden würden im neuen Gotteshaus. Beim Einzug hörte ich immer wieder die aneifernde Stimme des Pfarrers: „Nur alle hinein! Nur hinein!“ — Zum Glück waren noch keine Kirchenbänke vorhanden; so stand mehr Platz zur Verfügung. Aber die Kirche war bald so überfull, daß sich die Leute sogar auf den Stufen des Hochaltars zusammendrängten. Ich konnte mich bei der hl. Messe kaum rühren.

Der Pfarrer stieg auf einen Stuhl neben dem Altar, um den Leuten die Zeremonien der hl. Messe zu erklären und entsprechende Gebete einzuflechten. Das war sehr gut angesichts der religiösen Unwissenheit der Leute.

Nach dem Evangelium der Messe war die Reihe an mir, zum Volk zu sprechen... Der Pfarrer wollte mir einen Stuhl auf die oberste Altarstufe stellen (Kanzel war noch keine vorhanden), aber ich lehnte entschieden ab; ich hatte nicht den Mut, diese etwas wackelige, unsolide Rednertribüne zu besteigen. Zum Glück war keiner in der Nähe, der meine Länge gehabt hätte; so konnten die Zuhörer wenigstens mein Gesicht sehen.

Ich glaube, niemand war wohl so von Herzen froh, als der Gottesdienst endlich zu Ende war, wie ich. Die Luft war in der Kirche wirklich dick geworden, und dabei standen alle Fenster und Türen offen. Zum Glück hatten wir nur 30 Grad im Schatten. Das war noch zum Aushalten, aber hinreichend für ein Schwitzbad.

Die Firmung war, wie es in Brasilien vielfach üblich ist, auf den Nachmittag anberaumt. Man stelle sich aber eine Firmung im Urwald nicht so würdig und erbaulich vor, wie man es in Europa gewohnt ist. In Brasilien ist es, wie in anderen südlichen Ländern, Sitte, daß auch kleine Kinder schon zur Firmung zugelassen werden. Die machen dann ein Geschrei, daß man meinen könnte, es wiederholte sich der herodianische Kindermord in Bethlehem. Eines der Kleinen macht den Vorsänger, und dann stimmen alle anderen Kinder ein, und zwar mit der kräftigsten Stimme, die ihnen zu Gebote steht. Es waren aber auch viele Erwachsene unter den Firmlingen. Die Ältesten dürften wohl 60 und mehr Jahre auf dem Buckel gehabt haben.

Es passierte mir bei dieser Firmung eine köstliche Szene. In einer Reihe von jugendlichen Firmlingen sah ich einen alten Mann knien, und hinter ihm stand ein blutjunges Bürschchen und hielt die Rechte stramm auf die Schulter des Alten. Die haben sicher ihre Plätze verwechselt, fuhr es mir durch den Kopf, und ich winkte den beiden, ihre Plätze zu wechseln. Sie taten es ohne Widerstreben. So kam nun das Bürschlein vor mir zu knien, und der Alte preßte seine zitterrige Rechte auf die Schulter des Jungen. Ein Lehrer ging mir zur Seite, nahm die Zettel mit den Namen entgegen und sagte mir die Taufnamen vor. Kaum hatte ich nun den Namen „Alcides“ gesagt, fuhr der Kopf des Jungen vor mir herum und blickte auf den Alten. Das machte mich stutzig. „Bist du nicht der Alcides?“ fragte ich leise. Der Bursche schüttelte seinen dunklen Haarschopf: „Das ist der da hinten; der sollte gefirmt werden; ich bin der Pate.“ — Na, so etwas! staunte ich. Die Sache war bald wieder in Ordnung,

und der Alte empfing das Sakrament der Firmung und hatte einen ganz jungen Firmpaten, der leicht hätte sein Enkelkind sein können.

Der Firmlinge waren so viele, daß ich die Firmung in zwei Abteilungen spenden mußte. Die Kleinen hätten ja ohnedies nicht ausgehalten, wenn man alle zusammen hätte firmen wollen, und es hätte auch an Platz gefehlt. So füllte sich die Kirche zweimal mit Firmlingen und Paten.

Nach der Firmung war feierliche Prozession. In Brasilien kann man sich kein Fest ohne Prozession denken. Und für die guten Leute dort im Urwald war es ein großes Fest, ein Doppelfest: Kirchweih und Firmung. Also Grund genug, um die Freude des Herzens in die herrliche Gottesnatur hinauszutragen und sich in frohen Liedern von der Seele zu jubeln.

Damit war die kirchliche Feier abgeschlossen, und es konnte der weltliche Teil folgen. Die Kolonisten, die oft weit zerstreut wohnen, kommen ja nicht so häufig zusammen. Gottesdienst haben sie, wenn es gut geht, alle vier bis acht Wochen, je nachdem Priester vorhanden sind. Da müssen sie doch eine so günstige Gelegenheit ausnützen; ich aber machte mich auf den Heimweg.

Hallo! — Hier spricht König Herodes!

In Brasilien (wie überhaupt in den süd- und mittelamerikanischen Ländern) hat sich der Spiritismus in unheimlicher Weise ausgebreitet. Begünstigt wird die Verbreitung durch die ungläubliche religiöse Unwissenheit einzelner Volksschichten, und vielfach wird sie auch noch unterstützt durch die Freimauerei, die einen Großteil der „oberen“ Schichten beherrscht. Das letztere sieht man u. a. schon daraus, daß 1957 sogar eine eigene brasilianische Gedenk-Briefmarke für Allan Kardec, den Gründer bzw. Organisator des Spiritismus, herauskommen konnte. Man bedenke, das geschieht in dem Lande, das sich rühmt, das katholikenreichste Land der Erde zu sein. Leider ist es Tatsache, daß manche morgens in die Messe gehen und vielleicht auch zur Kommunion und abends zu spiritistischen Sitzungen.

Der Spiritismus ist eine Mischung von Verschrobenheiten, Aberglauben und Okkultismus, belebt von dynamischem Fanatismus. Ein klar abgegrenztes Glaubensgut gibt es im Spiritismus nicht. Man könnte ganz gut von einem Spiritismus der „Gebildeten“ oder Reichen sprechen und einem Spiritismus der sogen. kleinen Leute mit dem Umbanda- oder Yoruba-Kult, einer Mischung von afrikanischem Fetischismus und falsch verstandenem kathol. Heiligenkult. Und dazu trägt der Spiritismus oft auch noch eine Lokalfärbung; je nachdem man in eine Gegend kommt, findet man eine bestimmte Lehre im Vordergrund. Zum Gemeingut aller spiritistischen Richtungen gehört der Glaube an die Wiedergeburt (Seelenwanderung) und an den Verkehr mit der Geisterwelt. In der Proselytenmacherei sind die Spiritisten zäh wie Filzläuse und frech wie die Wanzen.

Aber es ist nicht meine Absicht, hier eine Abhandlung über den Spiritismus zu schreiben; ich möchte nur schlicht erzählen, wie ich das erstmal mit dem Spiritismus in nähere Berührung kam.

In einer kleinen Stadt im Süden Brasiliens war es. Ich begleitete die Zöglinge eines kleinen Knabenseminars auf dem Sonntagsspaziergang. Unser Ziel war das Haus eines alten italienischen Maurers, der verschiedene Musikinstru-

mente meisterte. Da auch seine erwachsenen Söhne, die ebenso musikliebend wie der Vater waren, zu Hause sein mußten, durften wir uns einen genuffreichen Nachmittag versprechen.

Das Heim des Italieners lag weit draußen vor der Stadt auf einer Anhöhe. Es war sehr klein, mehr Hütte als Haus. Aber das machte nichts aus. Das gesellige Leben spielt sich dortzulande ohnedies vielfach im Freien ab. So machte man es sich eben draußen vor dem Hause bequem. Dazu luden schon die großen Schattenbäume ein.

Ich selber würde ins Haus genötigt. Dort traf ich außer dem Hausherrn noch einen Unbekannten. Er wurde mir zwar vorgestellt; aber was weiß man von einem Menschen, wenn man seinen Namen zum erstenmal hört und sich die Hände schüttelt! Schon gleich nach den ersten Begrüßungsworten konnte ich feststellen, daß das Mundwerk des Mannes wie geschmiert ging, die Intelligenz dagegen etwas eingetrocknet war. Daß der Spiritisten-Chef des Bezirkes vor mir stand, davon hatte ich nicht die geringste Ahnung. Aber ich sollte bald gewahr werden, wes Geistes Kind der Mann war.

Wir standen am Fenster und blickten auf die muntere Schar vor dem Hause. Zwischen den Musikstücken sagte der Mann neben mir, indem er nach einander auf zwei der Seminaristen wies: „Diese zwei sind sicher Brüder.“

„Ja, sogar Zwillinge“, nickte ich.

„Wissen Sie auch, Herr Pater, wie Zwillinge entstehen?“ fragte der Mann nach einer kleinwinzigen Pause, und über sein Gesicht flog ein breites Lächeln. Mir schwante, daß er deshalb lächelte, weil er den Ausgangspunkt zu seinem Angriff gefunden hatte.

„Wie meinen Sie das?“ Vorsicht! sagte ich mir.

„Die katholischen Geistlichen wissen das nicht, vielleicht wollen sie es auch gar nicht wissen“, lenkte der Spiritistenhäuptling breitspurig in seine Bahn. — „Aber ich will es Ihnen erklären.“

„Sehr gütig von Ihnen“, gab ich höflich zurück. Ich mußte ihm doch Gelegenheit geben, anzugreifen, ehe ich ihm entgegenreten konnte. Eine Gelegenheit zur Abfuhr würde sich dann schon geben.

Der Mann begann schulmeisterlich zu dozieren: „Der Mensch besteht aus Materie und Geist.“

„Aus Leib und Seele“, unterbrach ich ihn. „Einverstanden!“

„Meinetwegen! Denken Sie ruhig an Leib und Seele, wenn ich Materie und Geist sage. Wenn die Materie ihre Zeit vollendet hat, d. h. nach dem Tode, geht sie in der Vernichtung unter, entweder wird sie verbrannt oder der organischen Zersetzung im Grab übergeben. Der Geist aber stirbt nicht, er geht zum Großen Geist, von dem er gekommen ist, um dort die Zeit der Wiedergeburt abzuwarten. Unter den vielen Geistern, die der Zeit der Wiedergeburt entgegenharren, schließen manche Freundschaft miteinander, eine Freundschaft, so eng und innig, daß sie zur gegebenen Zeit miteinander ihr neues Erdenleben beginnen dürfen, und so entstehen Zwillinge. Aber die Katholiken glauben nicht an die Wiedergeburt, und die katholischen Geistlichen verdammen die Lehre von der Seelenwanderung als Aberwitz. Oder glauben Sie etwa daran, Herr Pater? Wenn ja, dann sind Sie ein weißer Rabe.“

Schon lange vorher hatte ich gelernt, daß es keinen Zweck hat, mit fanatischen Sektenbrüdern, welcher religiösen Richtung sie auch sein mochten, über Glaubenswahrheiten zu disputieren. Sie fischen immer neue windige Argumente auf, ohne auf unseren Gegenbeweis zu hören. Diese Erfahrung hatte ich schon oft gemacht; darum lasse ich die Leute ruhig ihren Unsinn auskramen, wie etwa ein Hausierer Hosenträger und Kragenknöpfe aus seiner Kiste zieht und anpreist; ich gehe sogar scheinbar auf die absurden Ideen ein, und dann kommt immer — oft sehr bald — der Augenblick, wo man die angebotene Weisheit als Produkt eines kranken Hirnes entlarven und in ihrer armseligen Blöße zeigen kann.

Der Spiritistenführer deutete mein kurzes Schweigen als Eingeständnis meiner Niederlage. Er sah sich schon als Sieger. Darum trumpfte er auf: „Sehen Sie, Sie können nichts, aber auch gar nichts gegen die Wiedergeburt der Geister und gegen die Seelenwanderung sagen!“

Habe ich dich, du lausiger Windbeutel! — dachte ich mit der Genugtuung eines Mannes, der endlich den gesuchten Floh triumphierend zwischen den Fingern hält.

Lächelnd beruhigte ich den Floh, will sagen, den Mann vor mir: „Ich sage nichts gegen die Seelenwanderung und die Wiedergeburt, denn ich selber bin wiederholt wiedergeboren worden, d. h. mein Geist, meine Seele hat öfters in einem anderen Körper ein neues Erdenleben angefangen.“

Mit maßlosem Erstaunen starrte mich der Mann an. Sein Gesicht war wie ein großes, etwas zerquetschtes Fragezeichen geworden. Der Mund stand sperrangelweit offen; die zahlreichen Goldplomben blinkten im Sonnenstrahl, der sich durch das Blättergewirr der Bäume durchgeschmuggelt hatte.

„Haben Sie vielleicht einmal von einem König Herodes gehört?“ fragte ich im Tone eines Mannes, der im Begriffe steht, eine wichtige Mitteilung zu machen.

Der Spiritisten-Chef kratzte sich hinter den Ohren. „Ich glaube, ich habe schon einmal von ihm gehört; aber es muß schon lange her sein. — Halt! Ich hab's. Meinen Sie vielleicht den König, der in Palästina die vielen Kinder hat umbringen lassen? Das muß aber schon ewig lang her sein.“

„Ja, eben den meine ich“, gab ich zurück.

„Was ist's mit ihm? — Was hat denn der mit unserem Gespräch zu tun?“ meinte der Mann etwas unsicher; er war jetzt auf einen Boden geraten, wo er nicht zu Hause war. Doch glaube ich nicht, daß er mich wirklich durchschaut und den Braten gerochen hatte.

„Was jener unglückselige König mit unserem Gespräch zu tun hat? — Viel, sehr viel sogar! — Jener König war — — ich“, beichtete ich mit reumütiger Zerknirschung, die mir ganz gut gelang, wie ich mit bescheidenem Stolz feststellen konnte. — „Ja, es ist so: ich bin jenes Scheusal, das die unsagbar gemeine Grausamkeit aufgebracht hat, unschuldige Kinder hinschlachten zu lassen. Heute noch durchläuft ein kalter Schauer meine Glieder, wenn ich daran denke, wie gemein, herzlos und teuflisch ich gehandelt habe. Der Große Geist hat mich aber furchtbar hart dafür bestraft. Eine schauerhaft häßliche Krankheit ist über mich gekommen; ich weiß nicht wie. Der Leib, will sagen: die Materie begann zu faulen, ja wirklich und wahrhaftig in Fäulnis überzugehen, während mein Geist noch darin wohnte. Mit wahnsinnigem Entsetzen

sah ich, wie die Leute sich von mir abwandten, heimlich ihre Nasen zuhielten und nach Luft schnappten. Mit Schaudern denke ich heute noch daran, was ich damals ausgestanden habe. Ich war wahnsinnig vor Schmerz und Wut; ich ballte die Fäuste gegen den Großen Geist. Sie können sich meine Lage kaum vorstellen. Der Tod war schließlich eine Erlösung für mich. Aber unbeschreiblich furchtbar war für mich der Augenblick, als mein Geist zum Großen Geist zurückkehrte. Heute noch kommt ein Grauen über mich, wenn ich an seinen Zorn denke. Zur Strafe für meine Unmenschlichkeit hatte ich eine lange Reihe von erniedrigenden Wiedergeburten durchzumachen. Die erste war, daß ich mein neues Erdenleben als Regenwurm beginnen mußte. Denken Sie, verehrter Freund, als ekelhaftes Gewürm, wo ich doch vorher König gewesen war und die Leute vor mir krochen. Jetzt mußte ich selbst im Staube kriechen. Aber alles nimmt schließlich ein Ende; und so nahm auch mein Wurmdasein ein Ende; ich landete im Magen einer Gans. Meine Materie löste sich auf, und meine Seele kam wieder zum Großen Geist. Wenn ich gehofft hatte, daß sich sein Zorn mittlerweile in etwa besänftigt hätte, dann wurde mir eine schmerzliche Enttäuschung. Ich trat wieder ins irdische Dasein, diesmal als Schildkröte. Das war etwas erträglicher. Aber trotzdem litt ich unsagbar darunter. Wissen Sie, wie lange so eine Schildkröte leben kann? Hunderte von Jahren. Nun können Sie sich auch denken, wie sehr ich mich nach besseren Lebensbedingungen gesehnt habe. Endlich nahm auch mein Schildkrötendasein ein Ende. Aber meine Erdenqual dauerte weiter an. Ich mußte weiter in verschiedenen Gestalten ins Dasein treten. — Ach, verehrter Freund, erlassen Sie es mir, zu schildern, wie mein Geist, meine Seele, sich immer wieder verkörperte, eine Erniedrigung folgte der andern. Ich will nur einige Stationen meines Erdenlebens erwähnen: Als schwarzer Kater kletterte ich auf Bäume und Dächer, als Maulesel zuckte ich unter der Peitsche des brutalen Fuhrmannes, als Ackergaul tappte ich vor dem Pflug. Ich erwähne da nur einiges, um Ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit nicht gar zu lange in Anspruch zu nehmen. Ich will also zum Schluß kommen. Endlich, nach vielen Jahrhunderten, gab mir der Große Geist endlich eine Chance; mein Geist darf wieder in einem Menschenleib wohnen. Aber immer noch sehe ich den drohenden Finger des Großen Geistes vor mir: Ich, der ich als König Herodes die unschuldigen Kinder von Bethlehem meuchlings gemordet habe, muß jetzt Tag und Nacht bei jungen Menschenkindern sein, und die Erinnerung an meinen schauderhaften Frevel peinigt mich ohne Unterlaß. Die Knaben hier erinnern mich ja an jene unglücklichen Knaben von Bethlehem. — Als Spiritist werden Sie das alles sehr wohl verstehen. Ich spreche sonst mit niemand davon. Wer würde mir auch Glauben schenken wollen? Nur ein Spiritist kann das."

Während meiner langen Erklärung beobachtete ich den Spiritistenhäuptling aufmerksam, aber unauffällig von der Seite und ergötzte mich an seiner Verblüffung. Diese war ins Grenzenlose gewachsen. Der Arme fühlte sich wohl fürchterlich in der Enge. Schließlich aber fand er einen sehr geistreichen Ausweg aus der Klemme. Mit prüfendem Blick tastete er den Himmel nach allen Richtungen ab und meinte dann mit prophetischer Miene: „Das gute Wetter wird wohl noch einige Zeit anhalten. Alle Anzeichen sprechen dafür."

Von der Seelenwanderung und der Wiedergeburt und all dem blödsinnigen Spiritistenkram sprach er aber kein Wort mehr. Für diesmal hatte er wohl ge-

nug. Was hätte er übrigens auch gegen meine Ausführungen einwenden können? Es war ja gewiß hellichter Unsinn, was ich ihm da von meinem Dasein als König Herodes und von meinen Wiedergeburten vorgefasset hatte; aber es war ganz im Geiste und nach der Lehre des Spiritismus. Auf keinen Fall hätte der Mann sagen können: Aber das ist ja alles Blödsinn, was Sie da erzählen. — In diesem Falle hätte er ja seine Lehre selbst als Blödsinn gebrandmarkt. Freilich wäre das schließlich das Einzigvernünftige gewesen, was er hätte sagen können.

Fortan hatte ich Ruhe von der Proselytenmacherei des aufdringlichen Menschen. Ich bin ihm später öfter begegnet, und immer war er sehr zuvorkommend zu mir. Gegenüber dem wiedergeborenen König Herodes hat es sich wohl auch so geziemt. Oder nicht?

Abt Dr. Heinrich Groner
und der Konvent von Mehrerau
wünschen allen Lesern
Gottes Segen für das beginnende Jahr.

Als Medizinmann in Afrika

Ein Bericht von Facharzt Dr. Karl J. Schöpf (1931 — 1937)

Die Löwenbemerkung im letzten Januarheft der „Mehrerauer Grüße“ lastet mir nun schon monatelang auf den Schultern, und dieser „Löwe“ belästigt mich mehr als alle wirklichen, die in der Regenzeit immer um unser Haus streichen. Und da ich nun schon bei den Löwen bin, kann ich gleich mit einer Löwengeschichte, die die jungen Studiosi am Kollegium interessieren wird, aufwarten. Es ist noch gar nicht lange her, da wurde eine alte Negermama in mein Krankenhaus eingeliefert. Sie hatte große Wunden an Brust und Rücken. Es waren typische Krallenverletzungen, und man konnte sehen, wie tief die Krallen in den Brustkorb eingedrungen waren. Stöhnend erzählte die alte Frau, daß sie am Abend mit ihrem Mann am Feuerlein vor der Hütte gesessen sei. Plötzlich sprang sie in der Dunkelheit ein Löwe von rückwärts an und hieb ihr die Krallen in den Brustkorb. Geistesgegenwärtig sprang ihr der Mann zu Hilfe und bekam den Löwen am Schwanz zu packen und zerrte ihn aus Leibeskräften. Überrascht und von den unbekanntem Gefühlen übermannt, ließ der Löwe sein Opfer frei und versuchte zu entfliehen. Dabei zog er den kühnen Mann ein Stück hinter sich her in den Busch hinein. Eine rasche Operation konnte der armen Frau helfen. Solche Tiergeschichten ereignen sich natürlich nicht jeden Tag, doch wurden mir im Laufe der fünf Jahre, seit ich hier meine Arbeit als Chirurg aufgenommen habe, schon verschiedene Arten von bösen Tierverletzungen eingeliefert.

Ich lebe mit meiner Frau Irmengard und meinen Kindern im Herzen von Tanganyika, dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika. Unser engeres Gebiet, die Ulanga-Ebene, ist noch weitgehend von der Zivilisation verschont. Keine Eisenbahn rollt und raucht in einem Umkreis von 200 km. Keine Schaufensterlichter und Lichtreklamen zerschneiden das Dunkel der friedlichen Abende. Dafür flackern noch die wärmenden Feuer neben den Lehmhütten, vor denen die Eingeborenen, die Wambunga, ihre Abende verplaudern. Der Rhythmus der Arbeit ist noch zu einem großen Teil vom Trägheitsgesetz der unbekümmerten Jahrhunderte belastet.

Ifakara, der Ort, in dem ich arbeite, ist das Herz der Ulanga-Ebene und für die vielen Dörfer des weiten und fruchtbaren Tales, das wohl erst zu einem kleinen Teil ausgenutzt ist, das Tor zur Welt. Über diese Türe das Kreuz zu heften, bemühen sich die Missionare aus der Schweizer Kapuzinerprovinz. Vor bald 30 Jahren versuchten sie in dem damals mohammedanischen Orte Fuß zu fassen. In zäher Arbeit ist es ihnen gelungen, in Ifakara, das heute etwa 14.000 Einwohner zählt, eine Christengemeinde von 4000 Seelen aufzubauen. Zu dieser Missionszentrale gehören neben der schönen und geräumigen St.-Andreas-Kirche, eine Buben- und eine Mädchenschule, eine Mittelschule und eine Industrieschule, Werkstätten aller Art, ein Sägewerk, ein Elektrizitätswerk und Wasserpumpenanlagen, die die universelle Einstellung der Mission zu allen geistigen und weltlichen Belangen erkennen lassen.



Der Haupttrakt des Spitals in Ifakara

Als eines der imposantesten Gebäude fällt das strahlend weiße Krankenhaus auf. Die Großzügigkeit und das Verständnis der Mission für alle medizinische Arbeit haben ein solches Werk ins Leben gerufen. Das Krankenhaus in Ifakara mit seinen sechs Pavillons wird als eines der modernsten und besteingerichteten Krankenhäuser des ganzen Territoriums bezeichnet. Für die Mission handelte es sich beim Bau dieses Krankenhauses nicht nur um rein medizinische Belange. In der Kirche erreicht die christliche Verkündigung nur die Gläubigen. In der Schule erstreckt sich die Einflußnahme nur auf die Kinder aufgeschlossener Eltern. Wo aber können die zahllosen anderen ins Strahlungsfeld der christlichen Liebe gebracht werden? Christliche Liebe muß dort Breschen in die Herzen schlagen, wo der Mensch am hilflosesten ist. In Krankheit und Gebrechen kann sich der Afrikaner am wenigsten helfen. Und auch die schwarzen Menschenkinder hängen am Leben und schätzen die Gesundheit. So wird für viele das Krankenhaus zur ersten Begegnung mit dem Christentum. Um einen Einblick in meine medizinische Arbeit zu geben, will ich bemerken, daß das Einzugsgebiet für das Krankenhaus in Ifakara so groß ist wie ganz Dänemark und eine Bevölkerung von ungefähr 120.000 Menschen hat. In der Regenzeit legen die großen Kanus an den Ufern des Ulanga an und bringen die Kranken viele Tagereisen weit. In der Trockenzeit kommen sie meist per Negerbus (werden getragen) oder zu Fuß. Sie scheuen acht bis zehn Tage Fußmarsch nicht, und mehr als einmal ist es mir passiert, daß einer auf die Frage, woher er komme, gelassen antwortete: vom Lake Viktoria (ca. 600 km!).

Wie sehr Ifakara das Zentrum der medizinischen Arbeit hier geworden ist, läßt sich aus einigen Zahlen der Statistik entnehmen. Aus dem Betrieb des neuen Spitals kann ich leider noch nicht mit Zahlen aufwarten, da wir erst an Ostern die Arbeit dort aufgenommen haben, aber schon die Zahlen aus dem



Dr. Schöpf bei der Operation. Neben ihm ein schwarzer medical assistant

alten Krankenhaus, das wirklich mehr als primitiv war, geben einen Einblick in die Arbeit, die hier geleistet werden muß, aber auch gerne geleistet wird.

Im Jahre 1956 wurden 86.922 Personen ambulant (d. h. ohne Aufnahme ins Krankenhaus) behandelt. Wenn es sich bei dieser Zahl auch oft um dieselben Leute handelt, die wiederkommen, um ihre Tabletten oder ihre Injektionen zu erhalten, so kann die Zahl doch sagen, daß täglich nicht ganz 300 Leute durch die Ambulanz gehen. Man soll sich einmal vorstellen, daß sich täglich dreihundert Leute vor einem Spital versammeln und warten, bis sie an die Reihe kommen! Das braucht schon eine gutgehende Organisation, um den Betrieb halbwegs zufriedenstellend zu meistern.

Ins alte Krankenhaus, das ja sehr klein war, wurden 1956 734 Patienten aufgenommen. 440 Operationen waren zu verzeichnen. Dabei sind in dieser Zahl alle jene Operationen, die zur kleinen Chirurgie gerechnet werden, nicht enthalten.

Was einen Arzt hier besonders begeistern kann, ist die ganz unmittelbare Arbeit an den Kranken. Er kann seinen Beruf ausüben ohne Zwischenschaltung von Versicherungen und ohne allen Papierkrieg. Das Klima, in dem ich hier arbeite, ist allerdings mit dem meiner Tiroler Heimat nicht zu vergleichen. Dazu ist freilich zu sagen, daß man sich im Leben an vieles gewöhnen kann.



Dr. Schöpf bei der Visite

Wir haben hier eine Trockenperiode, und eine große und eine kleine Regenzeit. Derzeit (Ende Oktober) macht es uns wieder ganz ordentlich schwitzen. Aber es kommt schon noch besser. So um Weihnachten herum, wenn die reifen Mangos wie Christbaumkugeln an den großen Bäumen hängen, ist das Schönste in Ifakara: die Dusche. Dann setzen meistens die kleinen Regen ein, und im März platscht es dann richtig vom Himmel herunter. Sobald es regnet, ist die größte Hitze vorbei. Vom Mai bis zum September ist dann eine herrlich kühle Zeit. Im großen und ganzen sind also die paar Wochen wirklich afrikanischer Hitze leicht auszuhalten.

Neben der starken beruflichen Anspannung sind manchmal Safaris die herrlichste Abwechslung. Der Ulanga-Distrikt ist sehr wildreich und der Ulanga selbst ein breiter Fluß, auf dem wir mit dem Einbaum oder dem Motorboot fahren und dabei Gelegenheit haben, die Tiere in freier Wildbahn zu beobachten.

Neues aus dem Kollegium

Mit ernster Miene winkt der Herr Redakteur der „Mehrerauer Grüße“ und wünscht eiligst den Bericht vom Kollegium. Was soll man schon wieder schreiben? So vergeht ein Jahr nach dem anderen, ein Trimester jagt das andere. Ist es nicht immer das gleiche, ist es nicht der gleiche Rhythmus, in dem die einzelnen Abschnitte ablaufen? Man sollte es eigentlich meinen. Die gleiche Schule, der gleiche Lehrplan, vielfach die gleichen Lehrer, was soll sich da viel ändern? Und trotzdem, wenn man ein Jahr mit dem andern vergleicht, wenn man die verschiedenen Hauptabschnitte abwägend in der Erinnerung vorüberziehen läßt, so hat doch jedes Jahr einen eigenen Charakter, ein eigenes Gepräge. Das Leben wiederholt sich nie. Man kann keine noch so gelungene Feierstunde mit gleichem Erfolg wiederholen, auch die dunklen Farben im Ablauf des Schuljahres sind immer wieder anders nuanciert, sodaß man von jedem Zeitabschnitt wieder manches Neues erzählen kann.

Schon im August war der nicht gern gesehene ominöse Zettel in die einzelnen Häuser geflattert: Das Schuljahr beginnt am . . . Die Zöglinge mögen sich am 11. September bis 1/2 5 Uhr im Kollegium einfinden, usw. . . Es war noch einmal die letzte Galgenfrist der Ferien. Der 8. September, Mariä Geburt, führte uns nochmals an einem der schönsten Tage des ganzen Sommers die ganze verschwenderische Pracht unserer Bodenseegegend vor Augen. Wir sagen zu solchen Tagen „übernatürlich schön“, wenn der Föhn die Farben und die Konturen der Landschaft zu sonst nie gekannter Plastik steigert. Der 9. September war dann schon wesentlich trüber, die Stimmung der Natur mochte zur Beklemmung manches Bubenherzen passen, die schon an diesem Tage antauchen mußten. Die armen Sünder mit Wiederholungsprüfungen, es waren ihrer nicht wenige, und nicht alle Gesichter waren nach der Prüfung geglättet von den Sorgenfalten, wenn sich auch keiner nach außen den Flug anmerken lassen wollte. Montag und Dienstag wurde mit Hochdruck geprüft, auch Erstklässler hatten nochmals Gelegenheit zum Starten. Dann kam der große Mittwoch, wo alles kommen mußte, wo alle Prüfungsnot wieder vergessen war. So eine An- und Auffahrt macht jetzt jedesmal einen fast imposanten Eindruck, wenn die Unmenge von eleganten Autos im Hofe kaum mehr Platz haben und die jungen Verkehrspolizisten wichtig ihres Amtes walten. Sonst das gewohnte Bild. Lange Schlangen vor dem Zimmer des P. Regens, überall Koffer und Koffer und wieder Koffer, bekümmerte Mütter und viele neue Gesichter. Die Alten schauen auf das vertraute Treiben schon mit Selbstsicherheit herab. Am Abend ist schon alles im großen Speisesaal versammelt, als wenn es immer so gewesen wäre, und jeder, groß und klein, tut so, als ob es gar kein Heimweh gäbe. Der kommende Tag ist den Anfangsformalitäten gewidmet. Am Morgen ist das Heilig-Geist-Amt in der Klosterkirche, von Herrn P. Direktor Hofrat Bruno Griefner zelebriert, und nachher muß das ganze Haus die Statutenverlesung über sich ergehen lassen. Danach sollte eigentlich schon das reguläre Leben beginnen. Unterdessen wollen wir uns einmal umschaun, was es im Hause Neues gibt, Personelle Veränderungen hat es keine gegeben. Aber räumlich ist man-



Frühmorgens, wenn die Hähne kräh'n . . .

ches recht vorteilhaft verändert worden. Es war uns gelungen, die Stadt wieder ein Stückchen weiter zurückzudrängen, sodaß unser Platz etwas weiter wurde. Das geschah freilich nicht mit aufgekrämpelten Ärmeln, sondern wir hatten uns mit der Stadt vereinbart, daß bei längerem Verweilen der Volksschule in unseren Räumen gewisse Änderungen eintreten müßten. Ursprünglich sollte die Volksschule 1960 unser Haus räumen. Die Stadt ist aber nicht in der Lage, bis zu diesem Termin eine neue Schule zu erbauen, sodaß wir uns eben zusammensetzen mußten und aushandelten, wie sich dieser für uns nicht gerade besonders günstige Zustand möglichst leicht ertragen ließe. Wir überließen der Stadt den Studiensaal der 1. Klasse unter der Kapelle. Diesen Raum hat die Stadt im Sommer zu Zimmern parzelliert und dadurch zwei neue Schulzimmer gewonnen. Dazu erhielt die Volksschule noch die restlichen Räume der früheren Krankenzimmer, mit Ausnahme des einen Zimmers, das unmittelbar an die Kapelle grenzt und jetzt als Sakristei dient. Wir bekamen dafür vor dem Turnsaal auf beiden Seiten zwei Zimmer zurück, sodaß unser Raum zusammenhängender geworden ist. Die Zonengrenze wurde bis zu den Volksschul toiletten vorverlegt. Diese Räume, die in gutem Zustand sind, wurden für das Obergymnasium reserviert. Die Klassen 5 bis 7 haben drei Studiensäle, einen Rekreationsaal und ein großes Mantel- und Abstellzimmer für Sportsachen. Das Obergymnasium hat damit ein schönes abgeschlossenes Territorium erhalten, in dem man sich wirklich wohl fühlen kann. Die 8. Klasse mußte den Raum, wo sie das letzte Jahr studiert hatte, räumen und übersiedelte wieder in das Zimmer, das schon vor dem Kriege immer Vorrecht der Maturaklasse gewesen war: Neben der Bibliothek gegen die Ökonomie. Das Zimmer ist gegenwärtig leider nicht im allerbesten Zustande, weil diese Planung erst ziemlich spät in den Ferien



Die Opferfeier gibt der Tagesarbeit Sinn und Kraft

getroffen wurde. Das wird sich aber spätestens im Sommer beheben lassen, aber sehr vorteilhaft ist die Temperatur in dem neuen Studiensaal der Maturanten. Die 1. Klasse erhielt einen sehr schönen Studiensaal, wo bisher immer das Obergymnasium untergebracht war. Der Saal gegenüber dient den Kleinsten als Rekreationsaal. Am Glaspalast hat sich nichts geändert. Eine immer noch nicht befriedigend gelöste Frage sind die Rekreationsäle für die mittlere Abteilung. Das müssen wir uns für ein anderes Jahr vorbehalten. Eine weitere Neuerung betrifft die Schlafsäle. Im Sommer war ein großer, schöner Schlafsaal ausgebaut worden, den die Maturanten und einige Überzählige vom Obergymnasium besetzen. In diesem Schlafsaal ist auch eine eigene Waschgelegenheit eingebaut. Mit Schlafräum sind wir jetzt genügend versorgt.

Abgesehen von der ersten Woche, war der ganze Herbst von einem herrlichen Wetter begünstigt, das diesem Zeitabschnitte des Schuljahres geradezu seinen Stempel aufdrückte. Wir konnten sehr viel im Freien sein, wir konnten noch einige Male im See baden, wir machten einige herrliche Ausflüge, und das schöne herbstliche Wetter hat die ausgezeichnete sportliche Betätigung sehr gefördert.

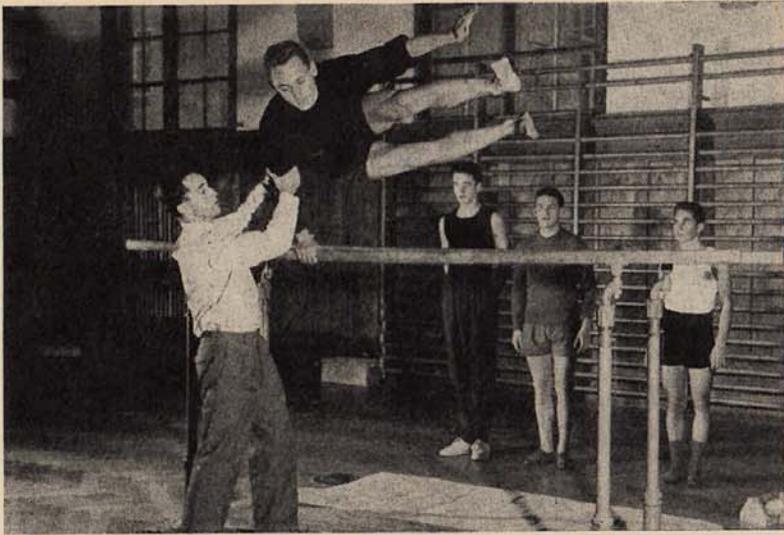
Zunächst mußten wir freilich, kaum recht mit der Schule begonnen, durch ein „Tief“ dieses Schuljahres hindurch. Die Grippe ging um. Glücklicherweise war immer herrliches, warmes, nebel freies Herbstwetter. Wir hatten gehofft, daß frische Luft und Wetter uns vor dem Ärgsten bewahren würden, aber die Bazillen hatten kein Einsehen, und fast alle mußten daran glauben. Am 20. September hatten wir bereits 40 Kranke, am nächsten Tage 60, am 23. und 24. September waren 129 und 131 im Bett. Das Haus war in ein Lazarett verwandelt. Alle Schlafsäle waren belegt; die ärgeren Fälle wurden ins Krankenzimmer ge-



Wie schön wäre das Studium, wenn man nicht studieren müßte!

schaft, Medizinalrat Dr. Kiene leistete eine Riesearbeit bei uns. An den Haupttagen war er fünf bis sechs Stunden bei uns. Bis da nur jeder zu essen und zu trinken hatte! Die Schwester mußte überall zugleich sein, Wickel machen, Fieber messen, Tabletten verteilen. An einem Tage brauchte man 500 Tabletten. Glücklicherweise trat die Grippe ohne Komplikationen auf. Wir hatten keinen Fall von Lungenentzündung. So schnell und rasch die Grippe gekommen war, so schnell ging sie wieder. Am 29. September war fast alles wieder gesund. Wir blieben auch in den folgenden Wochen, wo in Bregenz manche Schule gesperrt war, frei von jeder Erkrankung. Man kann sich denken, daß der Betrieb im Hause und in der Schule ein lässiger war während dieser Zeit. Die Schule wurde zwar immer aufrecht erhalten. Von den Lehrern wurde fast niemand krank. Dadurch, daß so viele gleichzeitig krank waren, war der Verlust an Schulzeit nicht so bedeutend. Bald war wieder alles vergessen, alles freute sich des schönen Herbstes, und das Schuljahr ging mit voller Kraft voraus. Das traditionelle Kartoffellessen vollzog sich diesen Herbst wirklich *con amore*. Die Großen gingen diesmal mit dem guten Beispiel voran. Es war immerhin günstiger, zwei Stunden Kartoffel zu klauben, als eine Stunde Griechisch und Latein am Nachmittag abzusetzen. Zum erstenmal ging P. Regens mit der 6., 7. und 8. Klasse. Am 7. Oktober wieder mit dem ganzen Obergymnasium bei herrlichstem Herbstwetter. In dieser Woche haben in gemeinsamer Mithilfe alle Klassen die Arbeit ohne jede Beschwerde erledigt.

Am 11. Oktober machte die Kongregation eine sehr schöne Herbstwallfahrt nach dem immer wieder so anziehenden Stollenkirchlein bei Langen. Bald hätte ich vergessen zu erwähnen, daß sich die Neuwahl in der Kongregation dieses Jahr wegen der Grippe etwas weiter hinauszog als gewöhnlich. Die Kongre-



Ja, wenn ein Staatsmeister (Hans Sauter) die Riege anführt!

gation spielt im Kollegiumsleben eine bedeutende Rolle, und auch die Funktionäre sind für das gemeine Kollegiumsleben nicht ohne Einfluß. Präfekt wurde Georg Meusburger, erster Sekretär Anton Bereuter, zweiter Sekretär Franz Näscher. Jugendführer für die Jungschar wurden Walter Eykmann, Arno Anzenbacher und Anton Bereuter. Am 27. Oktober machten wir einen sehr geglückten Ausflug nach unserem Kloster Gwigen. Im Tale lag schon leichter Nebel, umso herrlicher war die Wanderung über den Pfänderrücken nach dem gastlichen Gwigen. Die neue Äbissin, M. Agnes Katzenmayer, empfing uns mit großer Freundlichkeit, und gestärkt an Leib und Seele legten wir den Heimweg zu Fuß im Tale zurück.

Da der 1. November des Jahres 1957 auf einen Freitag fiel, gab es zu Allerheiligen die ersten Kurzferien am 1., 2. und 3. November.

Eine Änderung der Hausordnung, die einen Wunsch wohl aller Eltern unserer Zöglinge in Erfüllung gehen ließ, darf hier nicht unerwähnt bleiben. In unserer Hausordnung stand immer zu lesen, daß die Zöglinge des Kollegiums S. Bernardi um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr aufstehen und am Abend um 8 Uhr zu Bett gehen. Meist haben die Eltern diese Bestimmung der Hausordnung mit sehr gemischten Gefühlen zur Kenntnis genommen. Es wollte allen, besonders für die Kleinen, doch sehr früh erscheinen, schon um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr aus den Federn zu müssen. P. Regens hat sich lange bemüht, hier den Wünschen der Eltern entgegenzukommen und damit ohne Zweifel auch ein gesundheitliches Anliegen erster Ordnung zu fördern. Aber so ganz leicht ist es nicht, einen alten Hausbrauch zu ändern. Wenn man später aufstünde, müßte man auf das Frühstudium verzichten, was viele Buben selber nicht wollten. Spätaufstehen und Morgenstudium schien nicht möglich, bis sich doch ein Weg fand. Das neue Wort heißt



Gibt es hier einen Jaß oder wird ein Skat „gekloppt“?

Konzentration. P. Regens hatte schon früher die Meinung vertreten, daß unsere Zöglinge eigentlich zu viel Studium haben, daß es viel wichtiger wäre, die Zeit in der Schule und das Studium hochwertiger auszunutzen, als durch zu viel Zeit alles zu verschmieren. Konzentration ließe sich vielleicht auch auf das Kollegiumsleben anwenden. Bei mehr als 200 Menschen gibt es allerhand Leerlauf im Tagesablauf. Für das Aufstehen ist eine halbe Stunde angesetzt, der Weg von den Studiensälen bis zur Kapelle erfordert 7 Minuten, das Schuhputzen und Schuhanziehen vor dem Frühstück eine Viertelstunde und so manches andere mehr. Durch rascheres Abwickeln dieser Notwendigkeiten der Hausordnung könnte Zeit gespart werden, sodaß vielleicht die Möglichkeit bestand, Spätaufstehen und Frühstudium miteinander verbinden zu können. Nach längeren Versuchswochen, wo wir teilweise um $\frac{3}{4}$ 6 Uhr aufstanden, ergab es sich, daß wir schließlich bei entsprechender Raffung der Zeit in der Früh 25 Minuten Studium halten konnten und gleichzeitig erst um 6 Uhr aufstehen mußten. Bei den verschiedenen Besprechungen, die bei dieser Lösung notwendig waren, waren die Herren Präfekten der einstimmigen Meinung, daß das Studium von $\frac{3}{4}$ 8 bis 8 Uhr wertlos sei. Wir halten es also gegenwärtig so, daß wir um 6 Uhr aufstehen und um $\frac{3}{4}$ 8 Uhr (19.45) zu Bett gehen. Wir gewinnen dabei mindestens $\frac{3}{4}$ Stunden Schlaf. Bei der großen Nervenbelastung, der unsere heutige Jugend in ihrem späteren Leben entgegengeht, ist das ein großer gesundheitlicher Gewinn, denn wenn man sich das nur in einem Jahr zusammenrechnet, kommt man auf ein sehr großes Plus an Schlaf. So sind, wie man sieht, der Wunsch der Eltern, die Förderung der Gesundheit und die Erfordernisse des Studiums in Einklang gebracht. Diese Weiterentwicklung unserer Tagesordnung hat eine große Bedeutung, sicher größer als der Lärm war,

unter dem sich die Neueinführung vollzog. Man merkte es eigentlich gar nicht recht.

Am 5. Dezember kam der Nikolaus. Die neue Art, den Nikolausabend zu feiern, hat sich schon ganz eingebürgert. Es braucht auf den Nikolaus niemand mehr Angst zu haben, die Krampusse sind gebändigt. Für die Kleinen ist es freilich immer noch ein Tag voller Spannung und Erwartung. Nach dem weißgedeckten Nachtessen kommt St. Nikolaus mit großem Gefolge, er mahnt und belohnt und bringt die vielen Pakete, die die Jungen von ihren Lieben daheim zum Fest erhalten. Nachher trinkt man noch Tee mit Gebäck und geht, Weihnachtshoffnung und Adventfreude im Herzen, zu Bett.

Der 8. Dezember ist immer der große Tag der Kongregation und der Alt-Mehrerauer. Es war einer der ganz wenigen Tage des Herbstes, an denen es morgens in Strömen regnete. Die Aussicht auf rege Teilnahme am Kongregationsfest war nicht groß. Gegen Mittag tat sich das Wetter aber auf, und eine stattliche Anzahl schöner Autos kündete doch von gutem Besuch. Nach der kirchlichen Feier in der Kapelle trafen sich die Altkongregantisten in der landwirtschaftlichen Schule zu einer gemütlichen Aussprache. Die Maturaklasse ist bei diesem frohen Teil des Tages auch immer geladen. Am gleichen Abend wurde das klassische Stück „Elektra“ im Bregenzer Theater aufgeführt, das unsere Musensöhne nicht versäumen wollten. So endete dieser Tag in der altklassischen Kunst.

Wir hatten in den vergangenen drei Monaten wieder manches Schöne zu sehen und zu hören bekommen vom Bregenzer Kulturleben. Das Konzert der Bamberger Symphoniker war ein Genuß großen Stiles; alle Großen besuchten den Urfaust und manche andere bildende Veranstaltung. Auch im Hause hatten wir wieder unsere Filme, die durch die Vermittlung unseres lieben Alt-Mehrerauers P. Paulus von Lochau möglich sind. Von unserem eigenen Kino sieht man eigentlich noch nichts. Der Plan, von dem in den letzten „Mehrerauer Grüßen“ die Rede war, ist keineswegs aufgehoben, es wird daran immer gearbeitet, und es wird sicher kommen. Es braucht alles seine Zeit.

So war es denn so weit, daß nur noch die Konferenz das erste Trimester beschließen mußte. Freude und Leid wurden auch da wieder gemischt verteilt, aber vor der Verwirklichung der neuen guten Vorsätze lagen die Ferien, lag Weihnacht, lag die Heimat. Schon am 20. abends verließen die meisten Zöglinge das Haus, mit der frohen Hoffnung auf lange Ferien, die dieses Jahr nicht mehr eingeholt werden müssen. Auf Wiedersehen im neuen Jahre.

Aus der Augia Maior

Aus Beruf und Leben

Ministerialrat Dr. Oswald Peterlunger (1921—1925) wurde am 2. September 1957 im Saale des Wiener Polizeipräsidiums im Rahmen einer großen Feier, an der in Vertretung des erkrankten Bundeskanzlers Vizekanzler Dr. Pittermann, Innenminister Helmer und Staatssekretär Grubhofer teilnahmen, geehrt. In den vergangenen zehn Jahren — am 2. September 1947 wurde er durch einstimmigen Beschluß des Ministerrates zum Leiter der Staatspolizei ernannt — war es ihm gelungen, im Verein mit der staatsbejahenden Beamenschaft den neuen Sicherheitsapparat für die Republik aufzubauen.

Zum Abschluß des Kongresses für Anaesthesiologie (Betäubungslehre bei Operationen u. a.), der im November stattfand, empfing der Hl. Vater die Kongreßteilnehmer. Bei diesem Anlaß gab der Papst klare Entscheide auf Fragen, die ihm durch den Leiter der Anaesthesieabteilung an der Universitätsklinik in Innsbruck, Dr. Bruno Haid (1928—1935), vorgelegt worden waren.

Die Pfarrkirche in Näfels (Kt. Glarus) erhielt bei ihrer Restaurierung aus der Künstlerwerkstätte Alfons Mugg (1903—1905) drei Skulpturen, Madonna mit dem Kinde, St. Hilarius und St. Fridolin. Nach dem Urteil Kunstverständiger ist nicht nur die Gesamtlösung, die eher verhaltene Bauweise eines gemäßigten Barocks durch Statuen aufzulockern, als gelungen zu bezeichnen, sondern auch die Statuen selbst tragen eine glückliche Verbindung und einen schönen Ausgleich barocken und modernen Stils. Wanderer, kommst du (nicht nach Sparta, sondern) ins Tal der Linth, vergiß nicht in Näfels Halt zu machen.

Dr. Otto Kolb (1935—1938) verehelichte sich am 28. September in der Klosterkirche Wettingen mit Elfriede Heide.

Rechtsanwalt Dr. Edi Hammerl (1920—1925) verlegte seine Rechtsanwaltskanzlei von Bludenz nach Dornbirn.

Dr. med. Heinz Kugler (1936—1938) eröffnete in Rankweil seine ärztliche Praxis.

Aus jener ersten Klasse, die nach dem Kriege mit dem Gymnasium begann, holte sich als erster am 14. Dezember Dr. iur. Herbert Albrecht (1945—1951) den Doktorhut an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck.

Auf die Praxis richtete Gerhard Bayer (1946—1950) sein Studium aus. Am Oskar-von-Miller-Polytechnikum, Akademie für angewandte Technik in München, erwarb er den Ingenieur für Papiertechnik.

Dr. Erich Seeger wurde zum stellvertretenden Präsidenten der Verwaltungsbeschwerdeinstanz in der neuen fürstlich-lichtensteinischen Regierung gewählt.

Hugo Ehrenberger (1949—1952) wirkt als Lehrer in Unterlangenegg und Ernst Köhlmeier (1948—1951) als Lehrer in Riefensberg.



Abt Heinrich mit den beiden Primizianten (im Hintergrund die Tafel mit den Wappen aller Wettinger Äbte)

Im Dienste Gottes und der Kirche

Am 8. September 1957 feierte in der Abtei Marienstatt im Westerwald P. Prior Dominikus Schneider das goldene Priesterjubiläum. Weit war der Weg des gebürtigen Westerwälders und reich das Leben an Arbeit und Gebet. Nach den Studienjahren in Mehrerau (1889—1902) folgte er seinem engeren Landsmann, dem heutigen Abte Alberich Steiger und trat in die Zisterzienserabtei Val-Dieu ein. Als er nach dem Ersten Weltkriege das belgische Kloster verlassen mußte, trat er in die Abtei seiner Heimat über. Als Lehrer an der Oblatenschule mühte er sich um die Jugend, als Spiritual in Zisterzienserinnenabteien sorgte er für die ihm Anvertrauten. Der Neugründung Hardehausen, die leider den politischen Zeilläufen zum Opfer fiel, diente er mit Rat und Tat. Heimgekehrt nach Marienstatt wurde ihm die Ausbildung der klösterlichen Jugend anvertraut, bis ihn das Vertrauen des Abtes zum Prior bestellte. An seinem Jubeltage nahm auch der Abt von Val-Dieu, Alberich Steiger, der ihm immer eng verbunden geblieben war, teil.

HH. Eduard Auferdorfer (1934—1938) wurde als Pfarrer nach Steeg (Tirol) berufen.

HH. Josef v. Sternbach (1919—1925) übernahm als Provisor die Pfarre Tristach im Osttirol.

Am 6. August wurden die beiden Diakone P. Kassian Lauterer (1945—1951) und P. Karl Peter (1945—1951) in der Abteikirche Mehrerau durch Exz. Bischof Dr. Bruno Wechner zu Priestern geweiht. Zugleich erhielt fr. Nivard Huber (1946—1952) die Subdiakonatsweihe.

In der Kapelle des Priesterseminars in Innsbruck erhielt Walter Schwab (1946—1951) die Subdiakonats- und Diakonatsweihe.

Am Feste des hl. Bernhard, 20. August, legten die feierlichen Gelübde in der Abtei Marienstatt ab: fr. Theobald Rosenbauer und fr. Gabriel Hammer. Beide hatten in den Jahren 1955—1957 als Fratres das Gymnasium in Mehrerau besucht.

Das Novitiatsjahr begannen Horst Leicher (1954—1957) als fr. Josef in Marienstatt; Emeran Brigl (1954—1957) als fr. Johannes in Mehrerau; und Artur Lochbihler (1954—1957) als fr. Gotthard in Fiecht (Tirol).

Den Lauf vollendet

Als P. Wilhelm im Jahre 1922 Präfekt des Untergymnasiums am Kollegium wurde, hätte ich mir nicht gedacht, daß ich meinen ehemaligen sehr verehrten Erzieher einen dankbaren Nachruf in den „Mehrerauer Grüßen“ einmal

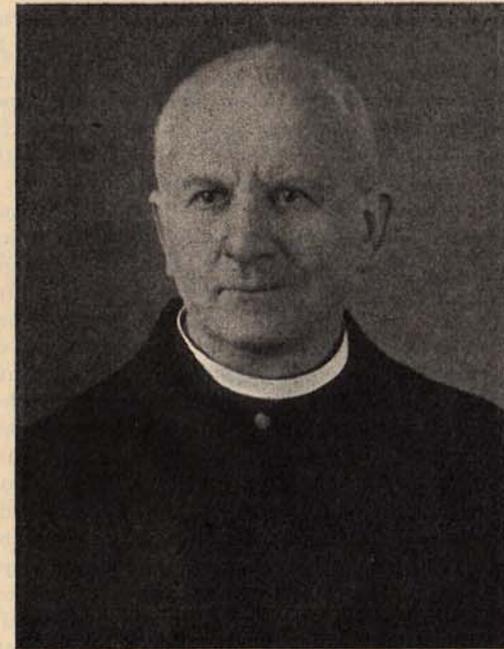


P. Wilhelm Klimmer

werde widmen sollen. Den jüngeren Generationen unserer Studenten ist P. Wilhelm kaum bekannt gewesen, aber den Jahrgängen von 1922 bis 1925 ist er als Präfekt und Leiter der Kirchenmusik sicher in bester Erinnerung. P. Wilhelms Hauptarbeitsfeld lag freilich nicht auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts an unserem Kollegium, aber die wenigen Jahre, die er am Kollegium tätig war, sichern ihm ein dankbares Andenken seiner Zöglinge. Hochgewachsen, äußerlich immer sehr kultiviert, mit fein gewählter Sprache, deren singendes Idiom seiner Freiburger Heimat bei ihm zu hoher Gesangs- und Musikkultur emporwuchs, großer Fleiß, Pflichtbewußtsein in der Vorbereitung seiner Berufsarbeit, sonniger Humor und eine Empfindsamkeit, die ihm zeitlebens manches schwerer machte, als es sein mußte, ist das Bild, das wir von P. Wilhelm mitgenommen haben. P. Wilhelm war ein sehr edler Priester, dem tiefste Ehrfurcht im Religiösen zum Wesenszug wurde. Sein Hauptarbeitsgebiet lag in der Seelsorge. Nach Abschluß der theologischen Studien in der Mehrerau kam er zunächst 1920 nach Birnau, dem einzigartigen Wallfahrtsort am Überlingersee, zu dem ihn eine geheime Liebe immer wieder hinzog. Nach dem Krieg kehrte er wieder nach Birnau zurück und verlebte dort sehr glückliche Jahre. Die Liebe zur Muttergottes hat er in einem mit Herz geschriebenen Führer durch das Marienheiligtum niedergelegt. P. Wilhelm war in seinen reifen Jahren verschiedentlich schriftstellerisch tätig (Bernhard und Maria), auch in seelsorglichen Belangen im Rundfunk hat er gelegentlich mitgearbeitet. Von 1922 bis 1924 war er Präfekt am Kollegium, dann wurde er zum Chordirektor ins Kloster zurückberufen. Von 1925 an war er an verschiedenen Posten auswärts, in Heiligenkreuz in Niederösterreich. P. Wilhelm hat Ende der dreißiger Jahre noch das Religionslehrerexamen für Mittelschulen gemacht und war während des Krieges als Religionslehrer in Wien tätig. Dort mußte er auch die Schrecken des Kriegsendes erleben und wurde in seiner Wohnung ausgebombt. Nach dem Kriege kehrte er wieder ins Kloster zurück, war seelsorglich in Birnau tätig, bis ihn der Wille des Abtes auf den Posten eines Spirituals im Kloster Lichtenhöl in Baden-Baden berief. Nur mehr vier Jahre waren dem aufrechten Manne dort vergönnt. Nach menschlichen Ermessen hätte er noch länger im Weinberg des Herrn tätig sein können. Seine letzte, sehr bittere Leidenszeit mußte er im Sanatorium Mehrerau durchstehen, wo er sehr gott- ergeben und seines Zustandes voll bewußt am 26. Juli starb.

Wir wollen unserem ehemaligen edlen Erzieher und Seelsorger ein dankbares Gebetsandenken bewahren.
P. H.

In den frühen Morgenstunden des 25. Oktober 1957 verschied P. Alfons M. Nell nach längerer Krankheit. — Fridolin, so hieß er mit dem Taufnamen, geb. am 22. November 1882 in Mimmehausen, Kreis Überlingen, Baden, kam im Herbst 1895 in die 1. Gymnasialklasse des Kollegiums S. Bernardi. Mit ihm besuchten seine beiden jüngeren Brüder Egon und Ernst nacheinander dasselbe Kolleg. Im Sommer 1901 trat er ins Kloster ein und feierte im Mai 1907 sein erstes hl. Messopfer. Schon im Schuljahr 1907/08 gab er Unterricht in verschiedenen Fächern der Handelsschule, war auch einige Jahre Subpräfekt. Später lehrte er hauptsächlich Warenkunde in der Handelsschule und viele Jahre Chemie in der landwirtschaftlichen Fachschule. Da P. Alfons ein gutes Musiktalent mit genauer Treffsicherheit besaß, leitete er mehrere Jahre den Männer-



P. Alfons Nell

chor im Kolleg, spielte beim Klosterorchester Cello, unterrichtete manches Jahr mit Geschick und Begeisterung im Zitherspiel. — Während der Aufhebungszeit der Mehrerau (1941—45) arbeitete er in der Seelsorge in Markdorf/Bodensee, wo er auch einige Zeit die Leitung des Kirchenchores übernommen hatte. Nach Wiedereröffnung des Klosters (1945) nahm P. Alfons die Lehrtätigkeit in Chemie in der landw. Schule wieder auf, bis ihm die Kräfte versagten. Nicht ungerne erzählte er seinen Schülern von seinen Reisen in die Rheinlande und nach Norddeutschland, wobei er nicht selten die Sehenswürdigkeiten und Erlebnisse in erheblichen Steigerungen schilderte. Sein letztes Lebensjahr bildete eine schwere Leidens- und Prüfungszeit. Er trug alles in Geduld, bis der Herr ihm die Tore der Ewigkeit öffnete. — Manche seiner ehemaligen Schüler begleiteten ihn zu Grabe. Er ruhe im Frieden des Herrn.
P. Ldgr.

„Gottes Wege und Gedanken sind nicht der Menschen Wege und Gedanken.“ Diese Wahrheit hat sich am 29. Juli beim plötzlichen Hinscheiden des Herrn Eugen Schuler offensichtlich gezeigt.

Eugen wurde in einer echt katholischen Familie in Mochenwangen bei Ravensburg (Württemberg) 1884 geboren. Mit seinem Bruder Josef war er im Kolleg in Mehrerau (1897—1900) in der damaligen dreiklassigen Realschule, während sein Bruder das Gymnasium machte und ins Kloster eintrat mit dem Namen Malachias, aber schon 1915 starb. Eugen war ein ruhiger, bescheidener Student, der sich 1898 der Marianischen Studentenkongregation anschloß und ein eifriges Mitglied derselben bis zum Tode blieb. 1900 begann er seine kaufmännische Lehrzeit in Ravensburg. Nach deren Abschluß erhielt er bald eine gute berufliche Arbeitsstelle. Bei der Firma Robert Bosch G. m. b. H. betätigte er sich volle 40 Jahre als Buchhalter, Geehrt und geachtet von seinen Vorgesetzten wegen seiner Genauigkeit und Pünktlichkeit im Berufe, beliebt und geschätzt bei seinen Kollegen wegen seiner Zuvorkommenheit und freundlichen Charakters. Überall zeigte er sich offen als katholischer Mann, getreu seinen religiösen Grundsätzen. Die erste Ehe blieb kinderlos infolge Kränklichkeit der Frau, aus zweiter Ehe hinterließ er einen 22jährigen Sohn. Die Familie verlor an ihm einen geliebten und treubesorgten Gatten und Vater.

Da der Schreiber dieser Zeilen mit Eugen seit der Studienzeit befreundet, war seit längerer Zeit ein Besuch hier im Kloster Magdenau geplant, und man freute sich auf ein frohes Wiedersehen. Am 28. Juli v. J. kam Eugen mit seinem Sohn und einem Freunde des Sohnes per Auto gegen Abend hierher. Es war wirklich ein freudiges Wiedersehen, ein freundschaftliches Zusammensein nach so manchem Jahr der Trennung. Am Abend schmiedete man bereits Pläne für den kommenden Tag. Anscheinend ging alles gesund zur Ruhe. Morgens gegen halb 7 Uhr versicherte Eugen dem Sohne, daß er die ganze Nacht gut geruht habe. Doch ein paar Minuten später sagte er zum Sohne: „Mir wird unwohl, habe Atembeschwerden“, und mit dem Ruf „Jesus, Maria, Josef, steht mir bei im Todeskampfe“, sank er auf das Bett zurück, verlor die Besinnung, ich konnte ihm noch die Absolution und die hl. Ölung spenden und — entflohen war das Leben. „Herzlähmung mit Lungenembolie“ konstatierte der herbeigerufene Arzt. Großer Schmerz und Aufregung in meiner Wohnung — wo er starb — und im Kloster, aber auch inniges Beileid für den Sohn.

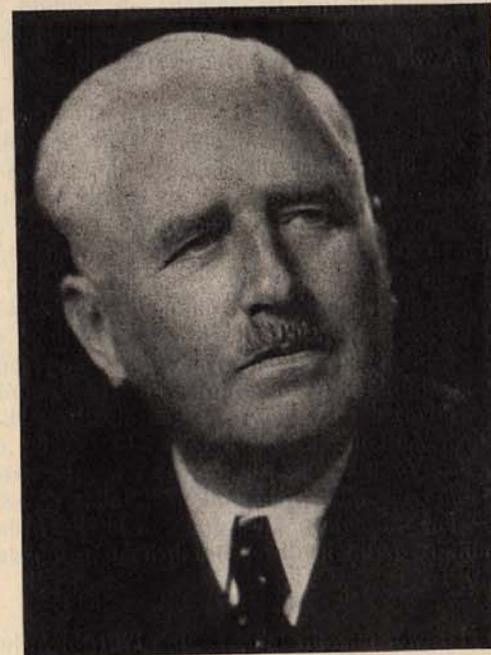
Andern Tages (30. Juli) hielten wir in der Klosterkirche für ihn feierlichen Trauergottesdienst, dann Überführung der Leiche per Auto nach Cannstatt, wo am 1. August die sterbliche Hülle unter zahlreicher Beteiligung der Bevölkerung der geweihten Erde übergeben wurde.

„Ja, Gottes Wege sind unerforschlich, sein Wille geschehe“, müssen wir sagen. Eugens Reise hierher wurde zur Reise in die Ewigkeit. So lag es in der göttlichen Vorsehung. Der Herr, dem er im Leben treu gedient, gebe ihm die ewige Ruhe und himmlischen Frieden. P. Ldgr.

Als am 12. September Emil Hercher verschied, fügten seine Angehörigen der Todesanzeige bei: Alt-Mehrerauer. Dies geschah mit vollem Fug und Recht. Nicht nur, weil er 1890 — 1892 im Kollegium war, sondern weil er seiner Studienstätte zeitlebens in besonderer Treue verbunden blieb. In seiner Vaterstadt Freiburg i. Br., wo er als Kaufmann tätig war, regte er die Gründung

der „Brisgovia“ an und war Jahre hindurch bemüht, den Kontakt mit den anderen Alt-Mehrerauern aufrecht zu erhalten und immer inniger zu gestalten. Beim ersten allgemeinen Alt-Mehrerauer-Tag 1925 in Bregenz hielt er die Festrede über das Ideal des Alt-Mehrerauers: Treue und Glaube. Das waren bei ihm nicht nur große Worte. So mußte er in der NS-Zeit für seine Grundsatztreue schwere Verfolgung leiden; längere Zeit war er auch im KZ Buchenwald. Die Mehrerau wird ihm ein treues Gedenken wahren.

Am 29. November starb in seiner Heimat Rotholz Alt-Landeshauptmann Ökonomierat Alois Grauß. Mit ihm verlor Tirol nicht nur den Mann, der



durch sieben Jahre wie ein guter Hausvater die Geschicke des Landes leitete, sondern einen Tiroler von echtem Schrot und Korn. Er war Bauer und Herr auf seiner Scholle und Gastwirt wie einst Andreas Hofer und Speckbacher. Dem Erbe der Väter in seinem Herzen verbunden, war er aufgeschlossen für die Forderungen der Zeit. Als Heimkehrer aus dem Ersten Weltkrieg wurde er in den Gemeinderat von Buch gewählt, übernahm auf unablässiges Drängen die Geschäftsführung des Tiroler Fleckviehzuchtverbandes und leitete mit viel Umsicht die Bezirksbauernkammer in Schwaz. 1929 berief ihn das Vertrauen seiner Landsleute in den Tiroler Landtag. Die Jahre 1938 — 1945 brachten dem auf-

rechten Manne, der kein Falsch und keine Verstellung kannte und aus seiner religiösen und vaterländischen Haltung kein Hehl machte, schweres Leid. Nach 1945 wurde Ökonomierat Grauf, erneut in den Tiroler Landtag gewählt und führte mit starker Hand als Bundesobmann den Tiroler Bauernbund in schwerer Zeit, Sieben Jahre hat er als Landeshauptmann in Güte, Klugheit und Gerechtigkeit selbstlos regiert. Kurz vor seinem Tod legte er, in den Tiroler Landtag aufs neue gewählt, sein Mandat zurück und lehnte die Wiederbetrauung mit der Regierungsbildung ab. Das Land Tirol nahm in feierlichem Trauerakte in Innsbruck Abschied von dem „Patrioten von größtem Pflichtgefühl und tiefster Heimatliebe“ (Bundeskanzler Ing. Raab) und „dankte ihm, was er in schwerer Zeit für die Heimat getan“ (Landeshauptmann Dr. Tschiggfrey). Bei der Beisetzung auf dem Ortsfriedhof stellte Bischof Dr. Rusch des Heimgegangenen Gläubigkeit, Charakterfestigkeit und Heimatliebe als Vorbild auf. Mögen aus der Mehrerau, in der Alois Grauf 1901 — 1904 die Fortbildungsschule besuchte, immer wieder Männer, wie er einer war, hervorgehen!

Am 21. November brach Dr. Paul Bildstein auf dem Heimweg plötzlich zusammen und verschied wenige Minuten später. Der Obduktionsbefund enthielt das kurze Wort: Herztod. Dr. Bildstein war in den Jahren 1920 — 1924 im Kollegium. Nach seiner Matura bezog er zuerst die Hochschule für Welt-handel, wandte sich dann aber dem Studium der Geschichte und der historischen Hilfswissenschaften zu. Praktische Jahre als wissenschaftliche Hilfskraft im Vorarlberger Landesarchiv sollten nicht nur seine theoretischen Studien ergänzen, sondern ihm auch die finanzielle Möglichkeit bieten, seine Studien mit dem Doktorat abzuschließen. Während des Krieges arbeitete er, von einigen Unterbrechungen abgesehen, da er zum Wehrdienst eingezogen wurde, im Werkarchiv der Firma Dornier Rickenbach-Manzell. 1945 wurde Dr. Bildstein zum provisorischen Archivar des Bregenzer Stadtarchivs bestellt. Hier galt seine besondere Arbeit dem Aufbau eines wertvollen Bildarchivs der Stadt. Am mühevollen Aufbau des Vorarlberger Kinderdorfes war er wesentlich beteiligt und hat hier durch seine selbstlose Mitarbeit Wertvolles geleistet. Die Freude an der Liturgie hatte ihn seit seinen Studienjahren in der Mehrerau begleitet. So fand er sich sonntags gerne in der Abteikirche ein, um das Hochamt des Konvents mitzufeiern.

Hotelier Hans Haid war nur ein Jahr, 1900 — 1901, in Mehrerau, und doch blieb er der Mehrerau treuer verbunden als manch anderer. Der Grund lag wohl darin, daß sein Bruder Josef als P. Kassian und später als Abt in der Mehrerau war. So führte ihn der Weg immer wieder in die Mehrerau, besonders als dann seine Buben hier studierten. Ebenso sehr freute er sich auch, wenn Mehrerauer Patres oder Alt-Mehrerauer seine herzliche Einladung annahmen und in den „Drei Mohren“ oder im „Mohrenhäusl“ abstiegen. Vater Haid, wie er sich am liebsten nennen ließ, liebte seine Ötztaler Heimat und bemühte sich durch die Jahre seiner Tätigkeit als Hotelier, das Tal den neuen Erfordernissen des Fremdenverkehrs anzupassen. So gehörte der Ausbau der Straße durch das Ötztal und vor allem die erst in neuester Zeit der Vollendung entgegengehende Straße über das Timmeljoch zu seinen großen Anliegen. Dabei ging es ihm nicht um einen persönlichen Vorteil, mochte er auch vorausschauend

das Mohrenhäusl bei der damals erst projektierten Einmündung der Timmeljochstraße ins Ötztal gebaut haben. Immer wollte er allen helfen. Daß er in seiner Güte nicht immer verstanden wurde, gab ihm manchmal ein schweres Kreuz zu tragen. Doch auch da ging er seinen Weg mit jener Kraft, die er aus einem religiösen Innenleben schöpfte.

Das Ziel erreicht, müssen wir bei Robert Fritz schreiben, da wir jenem ersten Kurs des wiedererstehenden Gymnasiums Mitteilung geben vom Tode des „Kosaken“. Wir schrieben vom ersten, der seinen Doktor „gebaut“ und einem andern, der als erster sich in junger Ehe ein Nest gebaut, wir berichteten von den beiden ersten Primizianten aus jenem Kurs. Doch das sind alles nur Zwischenstationen. Robert Fritz ist am Ziel. Am Heiligen Abend ging der Advent seines Lebens zu Ende, doch nicht wie etwas, das aufhört, sondern das in etwas Schöneres, Herrlicheres verwandelt wird. Aus seinem Advent wurde ewige Weihnacht. Nach den drei Jahren (1945 — 1948) in Mehrerau wandte sich Fritz einer Fachausbildung im Gastgewerbe zu, um im väterlichen Betrieb in Bings bei Bludenz mitzuarbeiten, bzw. ihn später einmal selbständig zu führen. Sein sonniger Humor machte ihn für den Umgang mit Gästen besonders geeignet. Immer hatte er ein frohes Lied oder einen schlagfertigen Witz auf Lager. Das war jedoch nur die Außenseite. Wer ihn näher kennenlernte, bekam Achtung vor des jungen Mannes innerm Ernst, der sich unter der Heiterkeit barg, und der klaren Linie seines Lebens, die durch ein starkes Glaubensleben bestimmt war. So war auch seine Tätigkeit am Kirchenchore — wir erinnern uns noch des hellen Soprans seiner Studentenjahre — Ausdruck seiner Seele. An seinem Grabe wurde dieses Leben, das nach menschlichem Maße viel zu früh sein Ziel fand, ohne Übertreibung als beispielgebend bezeichnet.